

Echo der Arbeit

HÜTTENWERK OBERHAUSEN AKTIENGESELLSCHAFT



5

Verlagspostamt Oberhausen/Rheinland



Lange genug hat diesmal der Winter gedauert und selbst die Ältesten konnten sich nicht erinnern, wann sie einen ähnlichen erlebt haben. Aber nun hat ja der Frühling doch seinen Einzug halten können und wird es wohl auch bald so weit sein, wie der schwäbische Dichter Ludwig Uhland sang: „... das Blüten will nicht enden!“ Wir hier in Oberhausen, die wir jahrein, jahraus zumeist nur das nüchterne Grau und Schwarz zu sehen bekommen, können so ein paar bunte Blüten recht gut gebrauchen, durchbrechen sie doch alle Einförmigkeit und winken uns gleichsam zu, daß der Sinn des Lebens nicht in rastloser Arbeit besteht, noch weniger aus dem Tempo irgendwelcher Rekorde, sondern auch aus jener Schönheit, die nicht übersehen und vergessen werden darf, da ja schließlich alle Kraft für den Alltag, von uns verlangt, nicht zuletzt auch ihr entspringt.

JAHRGANG 7 26. MÄRZ 1956

5

AUS DEM INHALT:

Ein Mann wird umgesetzt

*

Neubau Verwaltungsgebäude

*

Oberhausener Schlacke
für Hollands Deiche

*

Kloster Sterkrade und die Industrie

*

Viel Lärm um die Mosel

*

Immer wieder: Kampf dem Unfall

*

Prämienspiegel Werk Gelsenkirchen

ECHO DER ARBEIT

Herausgeber: Hüttenwerk Oberhausen Aktiengesellschaft. Verantwortlich: Direktor Karl Strohmenger. Red.: Karl-Heinz Sauerland, Oberhausen (Rhld.), Werksgasthaus. ECHO DER ARBEIT ist eine zweimal monatlich erscheinende Werkzeitschrift für die Mitarbeiter der Hüttenwerk Oberhausen AG. Auflage: 17000 Expl. VVA-Druck, Oberhausen. Klichs: Vignold, Essen.

Liebe Kollegen, liebe Hausfrauen!

Das Statistische Bundesamt bittet Sie, bei einer wichtigen Arbeit mitzuhelfen. In Zusammenarbeit mit den Gewerkschaften und den Unternehmensverbänden ist das Statistische Bundesamt z. Z. mit Arbeiten beschäftigt, welche von der Montanunion in Luxemburg eingeleitet wurden und dem Vergleich der sozialen Lage der Arbeiterschaft im Bergbau und der Eisenindustrie in den Montanunions-Ländern dienen. Bisher wurden vor allem die Löhne der Bergleute und Arbeiter der eischaffenden Industrie verglichen. Ein solcher Lohnvergleich hat jedoch nur Bedeutung, wenn man weiß, was die Lohnempfänger und ihre Haushaltungen in den verschiedenen Ländern mit den Löhnen anfangen können.

Dieser wichtigen Feststellung soll die Arbeit dienen, bei der Sie um Ihre Unterstützung gebeten werden. Ihre Mitarbeit soll darin bestehen, daß Sie ein Jahr lang täglich gewissenhaft aufschreiben, welche Einnahmen und Ausgaben Sie und Ihre Familienmitglieder hatten. Sie bekommen für diese Aufzeichnungen monatlich ein vorgedrucktes Haushaltsbuch zur Verfügung gestellt, außerdem werden Sie schriftlich und mündlich in die Einzelheiten Ihrer Aufgabe eingeweiht.

Als Vergütung für Ihre Arbeit erhalten Sie einen Betrag von 90,— DM. Außerdem nehmen Sie an einer Verlosung von kostenlosen Wochenendreisen nach Luxemburg im Sommer 1957 teil.

Ihre Angaben werden unbedingt vertraulich behandelt. Außer den Bearbeitern im Statistischen Amt, die zur besonderen Verschwiegenheit verpflichtet sind, erhält niemand Einblick in Ihre Aufzeichnungen. Auf Wunsch können Sie Ihr Haushaltsbuch auch unter einem Kennwort führen, das später noch vereinbart werden kann, so daß der Bearbeiter der Bücher Ihren Namen nicht einmal erfährt.

Für Ihre Mitarbeit müssen jedoch folgende Voraussetzungen vorliegen

- Ihre Haushaltung muß bestehen aus Ehemann, Ehefrau und zwei Kindern unter 13 Jahren,
- Ihr Bruttolohn im Monat muß zwischen 460,— DM und 620,— DM betragen.

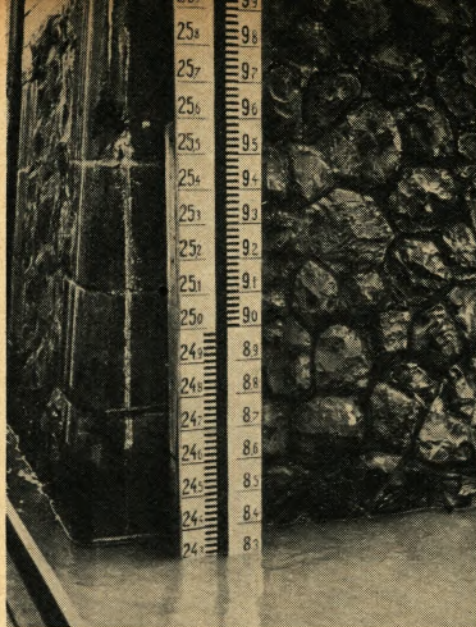
Belegschaftsmitglieder, deren Familien nach den Unterlagen der Personalabteilung die gestellten Voraussetzungen erfüllen, werden bei der Lohnzahlung am 29. März 1956 eine Werbekarte des Statistischen Bundesamtes mit in die Lohnhülle gelegt bekommen. Wer zur Mitarbeit bereit ist, wird gebeten, diese Karte innerhalb von drei bis vier Wochen dem Statistischen Landesamt Nordrhein-Westfalen, Düsseldorf, Heinrichstraße 57, Postfach, zuzusenden. Werksangehörige, die glauben, daß sie die genannten Voraussetzungen erfüllen, aber am 29. 3. keine Karte in ihrer Lohnhülle vorfinden, können sich eine solche bei der Personalabteilung für Arbeiter abholen. Teilnahmeberechtigt sind allerdings nur Lohnempfänger, nicht Monatslöhner und Angestellte.

In der Hoffnung, daß Sie wenigstens eine der kostenlosen Wochenendreisen (mit voller Verpflegung) nach Luxemburg gewinnen, grüßt Sie herzlichst

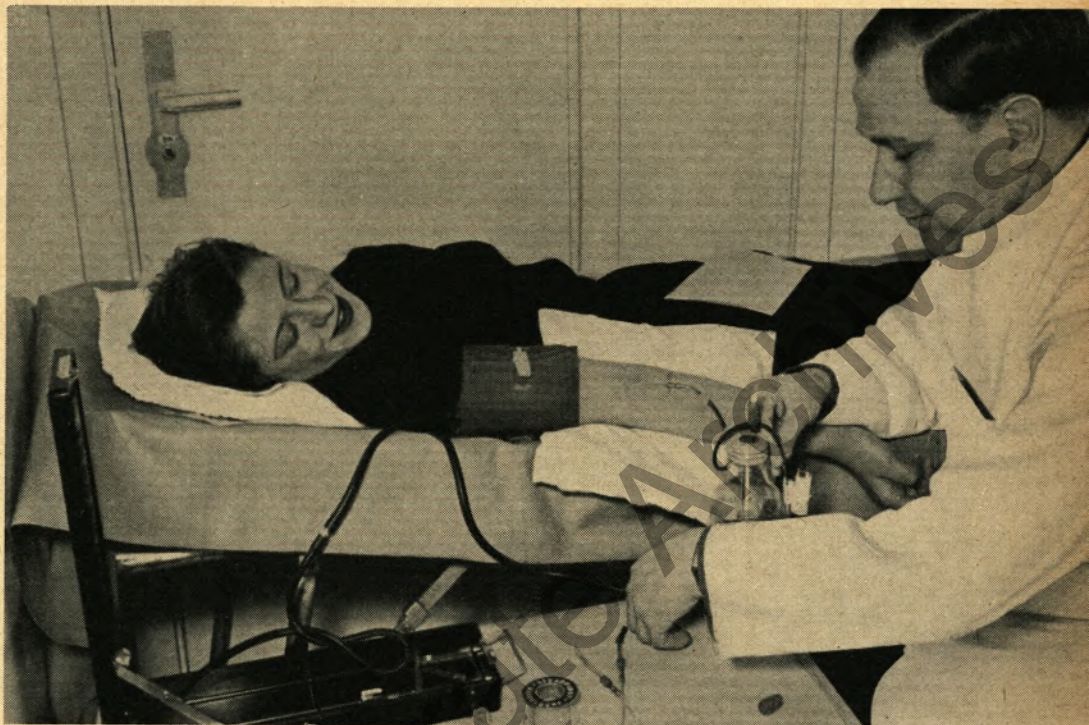
Ihre

Redaktion „Echo der Arbeit“

Schnappschüsse



Hatte der Hafen im diesjährigen Winter bereits schon durch die ungewöhnlich große Kälte und starke Vereisung sehr zu leiden, so drohte ihm erst recht Gefahr, als das Tauwetter eintrat und der Rhein Hochwasser brachte. Bis zu 24 Meter war das Wasser im Hafen, nach dem Amsterdamer Pegel gerechnet, gestiegen, was einem effektiven Wasserstand von über acht Metern entsprach. Damit wurde zwar noch nicht der Wasserstand vom Januar 1955 mit 25,58 Metern Amsterdamer Pegel (beziehungsweise 10,04 Meter effektive Höhe) erreicht, aber der Hafen bot mit seinen eisbedeckten Fluten doch wieder ein recht interessantes Schauspiel. Glücklicherweise kam es auch diesmal zu keinen Überschwemmungen, denn obwohl man, so gut es ging, vorgesorgt hatte, wäre es wohl bei dem außerordentlich starken Eisgang doch nicht ganz ohne Schäden abgegangen. Unsere Bilder: Oben der Pegelstand im Hafen mit der gut lesbaren Skala, unten die bis nahe an die obere Kante der Kaimauer reichenden Fluten, noch dicht mit Eisschollen bedeckt.



Dem Aufruf zur Blutspendeaktion folgten in diesem Jahr wiederum viele unserer Gelsenkirchener Kolleginnen und Kollegen. Auch Ria Lev hatte, wie unser Bild zeigt, keine Angst, daran teilzunehmen.



Das seltene Fest der diamantenen Hochzeit feierte im Februar das Ehepaar Gustav und Pauline Jabusch, Oberhausen, Höfmannstraße 69. Beide sind 83 Jahre alt und kamen im Jahre 1905 aus Westpreußen, und zwar aus der Gegend von Kolmar, nach Oberhausen. Hier war Gustav Jabusch bis zum Jahre 1932 Verwiegler im Hochofenbetrieb. — Wir wünschen dem Ehepaar Jabusch noch einen recht langen gemeinsamen Lebensweg!



In körperlicher und geistiger Frische konnte der Pensionär Jakob Lobüscher, Oberhausen, Lohstr. 134, seinen 90. Geburtstag begehen. Im Jahre 1880, als die Eisenhütte I gerade 25-jähriges Bestehen feierte, kam er mit 14 Jahren als Laufjunge in die Abteilung Erzabladung und -verteilung. Jakob, dessen Vater ebenfalls im Hüttenwerk beschäftigt war, arbeitete, wie damals üblich, zwölf Stunden am Tage. Da er sich aber mehr für die ein- und ausgehenden Wagen als für die Botengänge interessierte und auch sonst ein heller Kopf war, wurde er alsbald mit Schreibarbeiten beschäftigt und 1894 ins Angestelltenverhältnis übernommen. In den letzten Jahren seiner 51-jährigen Tätigkeit beim Hüttenwerk war er Platzmeister. Jakob Lobüscher hat übrigens den Ehrgeiz, noch recht alt zu werden, um noch die Pensionierung seiner drei Söhne, die ebenfalls beim Hüttenwerk sind, zu erleben und sich dann mit ihnen zusammen einen ruhigen Tag zu machen. Das „Echo der Arbeit“ wünscht ihm noch viele Jahre bei guter Gesundheit!



Ein Mann wird umgesetzt

Der folgende Bildbericht macht uns mit einem Kollegen bekannt, der vor einiger Zeit im Rahmen einer innerbetrieblichen Umbesetzung in die Sozialbetriebe versetzt wurde. Schon mit der ausführlichen Reportage in der vorigen Ausgabe haben wir zu erläutern versucht, wie sehr unsere Sozialbetriebe aus dem Anfangsstadium heraus und zu einem auch in wirtschaftlicher Hinsicht lohnenden Produktionsbetrieb geworden sind. Wer hierher versetzt wird, bleibt für das Werk eine wichtige Arbeitskraft, aber auch seiner Familie länger erhalten, da er auf dem neuen Arbeitsplatz bedeutend weniger durch Unfälle gefährdet ist als vorher.

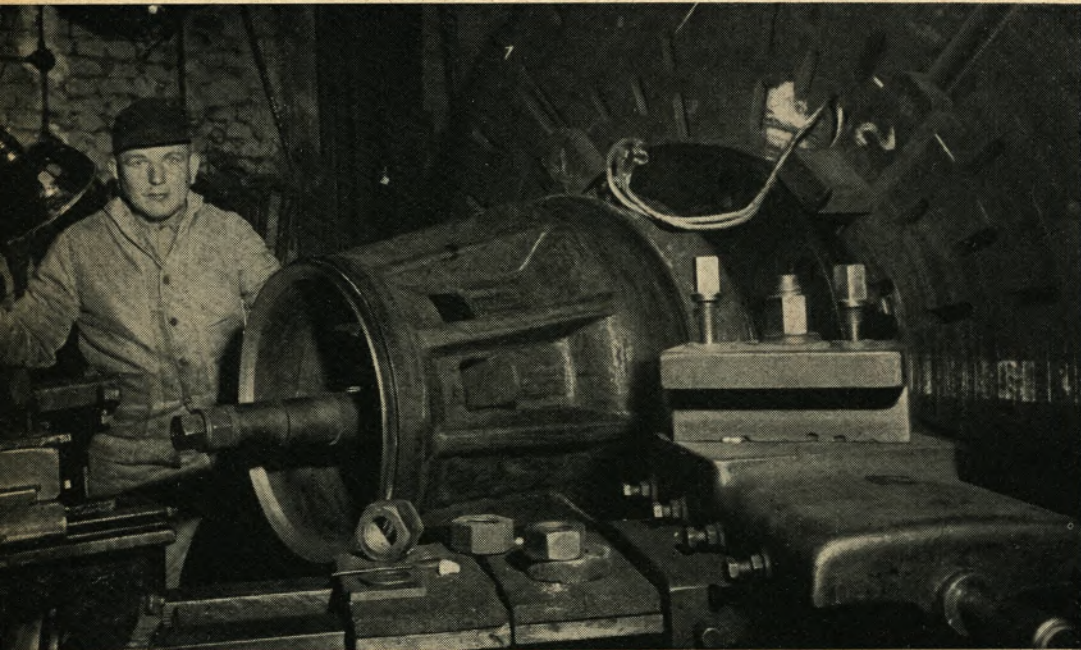


Bild 1: Fast 37 Jahre schon ist Kollege Ernst Neuhaus für unser Werk tätig. Als 14jähriger trat er 1915 in Sterkrade ein und kam dann kurz nach dem ersten Weltkrieg — am 18. 8. 1919 — zur Mechanischen Werkstatt Hochöfen. Viele Jahrzehnte hindurch stand er hier als Dreher an der großen Kopfbank, und ungezählte Werkstücke gingen durch seine geschickten, fachkundigen Hände; hier ein großes Einlaß-Ventil für das Maschinenhaus . . .



Bild 2: Auf Grund eines auftretenden Leidens wurde es dann eines Tages notwendig, Ernst Neuhaus an einen anderen Platz zu versetzen. Als alter, erfahrener Dreher wußte er selbst, daß seine Hände nicht mehr ruhig genug waren, um den hohen Anforderungen an der großen Bank gerecht zu werden. So kam er dann am 1. Februar dieses Jahres zu den Sozialbetrieben, um hier eine andere Aufgabe zu übernehmen. Sein erster Weg führte zum Leiter dieser Betriebe, Reuter, der in seinem Büro eine lange Unterhaltung mit dem „neuen“ Mann hatte und der hier gemeinsam mit ihm überlegte, wo man seine Kenntnisse und Erfahrungen am besten und zweckmäßigsten im Rahmen der Sozialbetriebe verwerten könnte . . .

Bild 3: Heute ist Kollege Neuhaus in der Schlosserei unserer Sozialbetriebe tätig, und er gibt freimütig zu, daß ihn auch diese Arbeit durchaus befriedigt. Das Foto zeigt ihn beim Nacharbeiten von Kleinarmaturen für Dampfleitungen, Kessel usw., ein Arbeitsgebiet, für das die Schlosserei der Sozialbetriebe in immer stärkerem Maße eingesetzt wird. Diese Schlosserei, deren Belegschaft rund 60 Mann umfaßt und die mit einem beachtlichen Maschinenpark ausgerüstet ist, hat ein mannigfaches Aufgabengebiet. Unsere Sozialbetriebe sind — wie schon das Beispiel Schlosserei zeigt — längst ein gewichtiger Faktor im Werksganzen geworden. Wer hierher versetzt wird, bleibt eine wertvolle Arbeitskraft, auf deren Leistung nicht verzichtet werden kann.



Bei einer Besichtigung der „Great Lakes Steel Mills“ in Ecorse, Michigan, begrüßt David McDonald, der Vorsitzende der amerikanischen Stahlarbeitergewerkschaft, einige Arbeiter, die er von den Gewerkschaftsversammlungen her persönlich kennt.

Ein neuer Aspekt

„Ich glaube, wir haben bei unseren Erörterungen einige der wesentlichsten Faktoren gefunden, durch die industrieller Frieden erreicht werden kann“, sagte kürzlich nach Abschluß ungezählter informativer Besprechungen mit Gewerkschaftlern und Betriebsleitern der Vorsitzende der Vereinigten Stahlarbeiter-Gewerkschaft von Amerika, David J. McDonald. „In erster Linie sind es

- gegenseitiges Verständnis,
- gegenseitige Anerkennung,
- uneingeschränkte Aufrichtigkeit und
- Wahrung der Würde des anderen

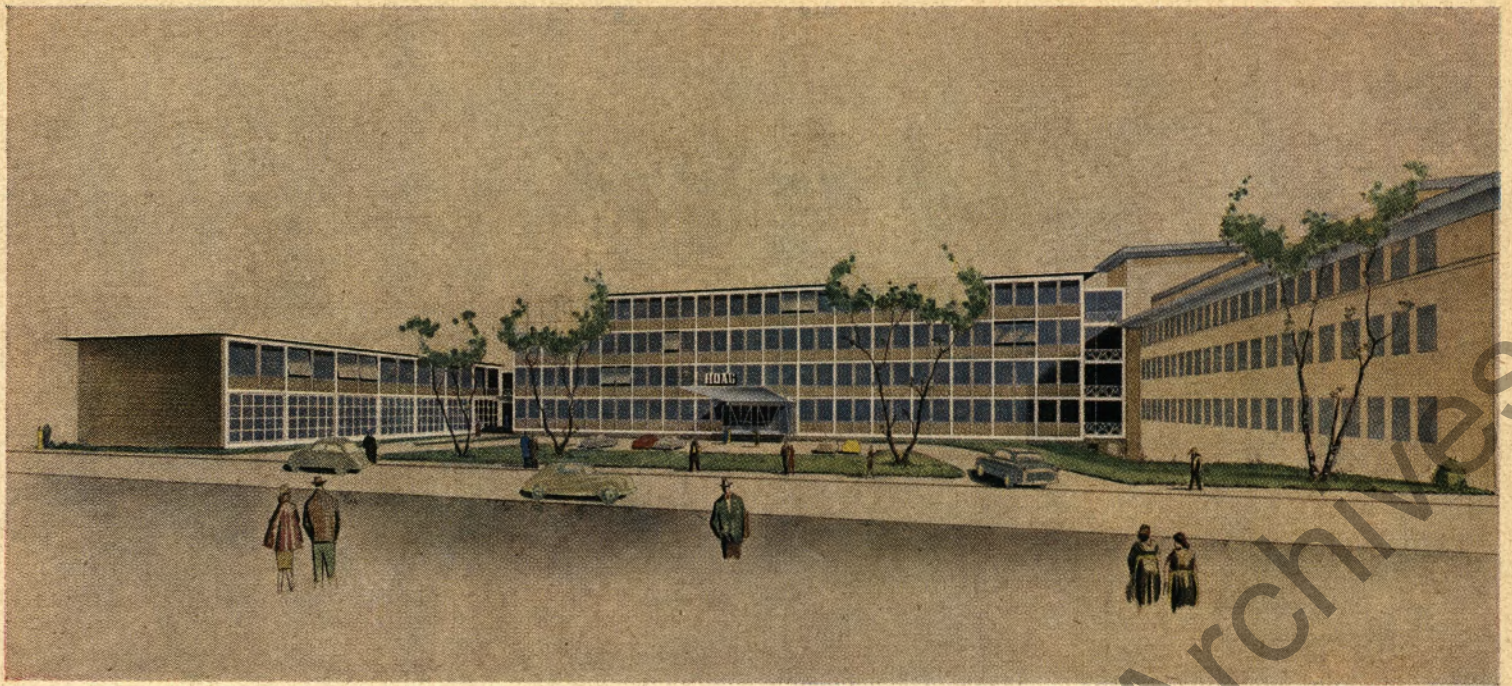
bei Verhandlungen und in der Zusammenarbeit.“

Um die Arbeitgeber-Arbeitnehmer-Probleme in den Betrieben selbst kennenzulernen und eine Möglichkeit zu finden, die täglichen Reibereien und Mißverständnisse auszuschalten, besuchte David J. McDonald zusammen mit leitenden Persönlichkeiten der bedeutendsten Stahlwerke Amerikas während der letzten Jahre insgesamt über 100 Betriebe der stahlerzeugenden und stahlverarbeitenden Industrie. Der Plan zu solchen Besprechungen an Ort und Stelle entstand im Jahre 1953, als McDonald und Benjamin Fairless, der damalige Aufsichtsratsvorsitzende der „United States Steel Corporation“, auf zahlreichen Reisen die im ganzen Lande verstreuten Tochtergesellschaften und Zweigniederlassungen des Unternehmens besichtigten.

In jedem dieser Werke setzten sich Fairless und McDonald mit Vertretern der Betriebsleitung und den gewerkschaftlichen Vertrauensleuten zusammen, um über die Beilegung von Beschwerden zu beraten und über Schwierigkeiten, die sich aus der Durchführung des mit den Gewerkschaften festgelegten Arbeitsvertrages ergaben.

Er berichtete über Stahlwerke, in denen sowohl die Gewerkschafter als auch die leitenden Angestellten willensstarke Persönlichkeiten sind, die nicht leicht nachgeben, und wo doch Jahre hindurch Beschwerden der Arbeiterschaft zwischen gewerkschaftlichen Vertrauensleuten und Betriebsobleuten auf dem Wege freundschaftlicher Aussprache und ohne übergeordnete Stellen in Anspruch zu nehmen, beigelegt wurden.

„In allen derartigen Fällen“, sagte McDonald, „haben Betriebsleitung und Gewerkschaft gelernt, wie Schwierigkeiten gemeistert werden müssen. Die örtlichen Betriebsleitungen wurden in solchen Fällen vom Hauptwerk angewiesen, ihre Beschwerden gleich ‚im Hause‘ beizulegen und sie aus der Welt zu schaffen, bevor der Betriebsfriede ernsthaft gefährdet ist. Werkmeister, Abteilungsleiter und alle auf dem Sektor der Arbeitsbeziehungen tätigen Werksangehörigen wurden verpflichtet, ihre Aufgaben in gerechter und fairer Weise zu erfüllen; entsprechende Anweisungen erhielten auch die Gewerkschaftsleute.“



Noch einmal: Neubau Verwaltungsgebäude

Das in der letzten Ausgabe der Werkzeitung veröffentlichte Modell des Verwaltungsneubaus in der Essener Straße, der angefügt an die jetzige Hauptverwaltung entsteht, hat in einigen Abteilungen und Büros Anlaß zu Diskussionen gegeben. Wir haben uns daher entschieden, der Belegschaft außerdem noch eine von dem Architekten gezeichnete Ansichtsskizze des Neubaus zur Kenntnis zu bringen. Um sogleich auf die Lage des neuen Gebäudes zu sprechen zu kommen, muß gesagt werden, daß der rechts auf der Zeichnung sichtbare Gebäudeteil die dem Blechwalzwerk zugekehrte Seite unserer alten Hauptverwaltung ist. Hieran schließt sich der Neubau mit einem fünfgeschossigen (auf der bei Redaktionsschluß bereits überholten Zeichnung nur viergeschossig) Hauptgebäude sowie einem zweigeschossigen Quertrakt an. Dieser Quertrakt reicht bis auf wenige Meter an den jetzigen Bahndamm WO heran, das Hauptgebäude dagegen verläuft parallel zur Essener Straße. Nach dem Abbruch der hier im Moment noch vorgelagerten Häuser (das

neben der alten Hauptverwaltung gelegene Haus Essener Straße 62 wurde bereits abgerissen) ergibt sich vor der Hauptfront des Gebäudes ein ausgedehnter Vorplatz, auf dem später eine Grünanlage entstehen soll. Bei der auf der Zeichnung im Vordergrund sichtbaren Straße handelt es sich also um die Essener Straße.

Nach diesen Erläuterungen werden sicherlich die bei einigen Belegschaftsmitgliedern noch vorherrschenden unterschiedlichen Meinungen über die genaue Lage des Gebäudes ihre Klärung gefunden haben. Wie bereits in der vorigen Ausgabe erwähnt, werden in dem zweigeschossigen Quertrakt in erster Linie Unterabteilungen der Sozialabteilung wie die Ärztliche Dienststelle mit Behandlungsräumen und Bädern und die Werksbücherei, ferner die Betriebskrankenkasse, die Lohnrechnung und die Pressestelle untergebracht. In der Hauptsache also Abteilungen mit starkem Publikumsverkehr, weshalb für das Quergebäude auch ein separater Zugang vorgesehen ist. Die Sozialabteilung (Leitung) mit Belegschaftsfürsorge und

Arbeitsschutz, ferner Einkauf und Verkauf, die Finanzabteilung sowie Betriebsabrechnung, Rechnungsprüfung und Hollerithabteilung werden in dem Hauptgebäude Aufnahme finden.

Bald archivarischen Wert wird diese bei Schneetreiben geknipste Aufnahme von der Essener Straße haben. Das unmittelbar an die Hauptverwaltung angebaute Haus ist bereits abgebrochen.



Die Abbrucharbeiten für den Bau des neuen Verwaltungsgebäudes an der Essener Straße haben begonnen. Auf unserem Bilde reißt ein Bagger vom Hause Nr. 62 ein Stück der Außenwand heraus.

Prämien für Verbesserungsvorschläge

Für Mitarbeit am Vorschlagswesen wurden folgende Kollegen mit einer Prämie bedacht:

Theodor **Althaus**, Eisenbahnwerkstätte; Josef **Berger**, Werk Gelsenkirchen; Gerhard **Busse**, Maschinen- und Werkstättenbetrieb Stahl- und Walzwerke; Kurt **Christ**, Maschinen- und Werkstättenbetrieb Stahl- und Walzwerke; Werner **Daus**, Thomaswerk; Werner **Entrop**, Maschinen- und Werkstättenbetrieb Stahl- und Walzwerke; Alfred **Haberkamp**, Maschinenbetrieb Dampfkraftwerk; Hermann **Hellwig**, Maschinen- und Werkstättenbetrieb Stahl- und Walzwerke; Erich **Hey**, Block- und Profilwalzwerke; Heinrich **Hümmerich**, Maschinen- und Werkstättenbetrieb Stahl- und Walzwerke; Emil **Julius**, Werk Gelsenkirchen; Josef **Kazmierczak**, Block- und Profilwalzwerke; Robert **Kirchner**, Block- und Profilwalzwerke; Wilhelm **Mateja**, Reparaturwerkstätten Hochöfen; Franz **Parthen**, Block- und Profilwalzwerke; Erich **Pilarczyk**, Hochofenbetrieb; Gottfried **Prass**, Wärmeabteilung; Alfons **Razny**, Maschinen- und Werkstättenbetrieb Stahl- und Walzwerke; Otto **Reichert**, Maschinen- und Werkstättenbetrieb Stahl- und Walzwerke; Hans **Rohling**, Reparaturwerkstätten Hochöfen; Erich

Ruther, Reparaturwerkstätten Hochöfen; Max **Schlegel**, Maschinenbetrieb Dampfkraftwerk; Heinrich **Schlieper**, Wasserwerke; Helmut **Schulz**, Block- und Profilwalzwerke; Jakob **Sponheuer**, Block- und Profilwalzwerke; Hansgeorg **Steinmetz**, kaufmännischer Lehrling; Karl-Heinz **Strack**, Hochofenbetrieb; Karl **Twardy**, Maschinen- und Werkstättenbetrieb Stahl- und Walzwerke; Jakob **Vogt**, Maschinen- und Werkstättenbetrieb Stahl- und Walzwerke; Helmut **Wegener**, Werk Gelsenkirchen.

Sterbekasse

Mit der Lohnzahlung am 16. 3. 56 wurden die Mitgliedsausweise für die Sterbekasse ausgegeben. Sofern in einzelnen Ausweisen die Ehefrau nicht aufgeführt sein sollte und dem Betreffenden dementsprechend als Monatsbeitrag nur 1,— DM einbehalten wurde, bitten wir, dies möglichst umgehend der Sterbekasse (Personalabteilung für Arbeiter, Zimmer 116) zur Berichtigung bekanntzugeben, da andernfalls bei Eintritt eines Sterbefalles für die nicht mitversicherte Ehefrau eine Zahlung nicht erfolgen kann.

Eintausendneuhundert Menschen kamen in der Sturmflutnacht vom 31. Januar auf den 1. Februar 1953 in Holland ums Leben. Der Sachschaden betrug 1,6 Milliarden Gulden. — Diese gewaltige Naturkatastrophe, heute schon wieder halb vergessen, hat bei den für die Sicherheit des Landes verantwortlichen Männern große Sorgen aufkommen lassen. Daß in einer einzigen Sturmnacht allein in dem klassischen Land des Deichbaus viele Tausende von Quadratkilometern der Nordsee preisgegeben werden mußten, war für viele von ihnen ein schwerer Schlag gegen ein falsches Sicherheitsgefühl. Zum Entsetzen der unmittelbar betroffenen Bevölkerung erbrachte die Katastrophe den Nachweis von der Unzulänglichkeit der bisherigen Deichanlagen. Der von der holländischen Regierung unmittelbar nach der Katastrophe eingesetzte Untersuchungsausschuß kam zu dem Schluß, daß das Deichsystem gegen das Meer, insbesondere in der Provinz Zeeland, schleunigst nach Höhe und Breite verstärkt werden müsse. Seitdem gleicht die niederländische Küste an vielen Stellen einem riesigen Bauplatz: Zwei bis zweieinhalb Meter ist das Mindestmaß, um das die bisherige Höhe der Deiche vergrößert werden muß.

Nun, was geht uns diese für unser Nachbarland Holland so schwerwiegende Erkenntnis an, was rechtfertigt eine Berichterstattung hierüber ausgerechnet in unserer Werkzeitung? — Der Grund

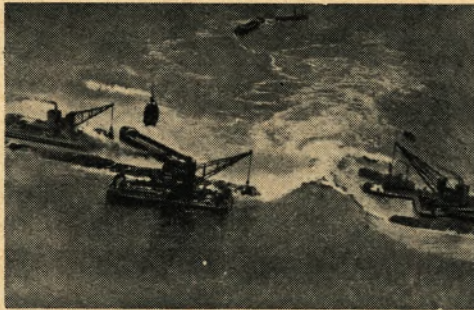
Oberhausener Schlacke für Hollands Deiche

Lastzug um Lastzug wird auf dem Schlackenbergl beladen. Ein großer Teil der Schlacke geht nach Holland, wo nach der Sturmflutkatastrophe des Jahres 1953 die Deiche, die das tiefliegende Land gegen das Meer schützen, erhöht werden. Unser Oberhausener Schlackenbergl soll auf seine Art dazu beitragen, die dauernde Gefahr, die den niederländischen Küstengebieten droht, zu verringern. Diese Gefahr ist riesengroß, wenn man bedenkt, daß die Hälfte des niederländischen Bodens (rund 15 000 Quadratkilometer) unter dem Wasserspiegel der Nordsee liegt.

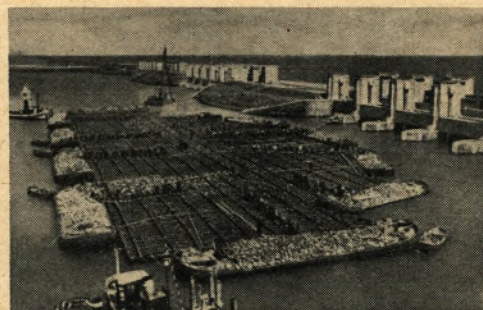
Die Lastzüge rollen zum Ruhrorter Hafen. Auf dem Wasserwege wird das Schlackengestein von hier aus nach Holland transportiert. Das Problem des Deichbaus ist, daß mit den bisherigen Rechenmitteln keine Deichhöhe angegeben werden kann, die absoluten Schutz gegen alle zu erwartenden Fluthöhen liefert. Jede historisch bekannte Sturmflut kann unter Umständen ungünstiger Umstände einmal überschritten werden. In Holland wird daher den Deichen jetzt eine Dimension gegeben, die mindestens während mehrerer Generationen den „mathematisch wahrscheinlichen“ Fluten widerstehen soll und das Land sichert.



Hier wird im Ruhrorter Hafen das Schlackengestein in Schleppkähne umgeladen. In Holland ist unsere Hochofenschlacke ein begehrtes Material für den Straßenbau und zum Ausbau der Deiche.



Ein gebrochener Deich wird wieder geschlossen. Aber man ist nicht nur dabei, die gebrochenen Deiche auszubessern, sondern das gesamte bestehende Deichsystem zu verstärken und zu erhöhen.



Deichbau an der Zuidersee. In Schuten wird hier Hochofenschlacke an ihren Bestimmungsort gebracht. In jedem Meter der tausende Kilometer langen Seedeiche stecken hundert Kubikmeter Erde und Steine.



ist, daß unser Schlackenbergl zwischen Mülheimer und Duisburger Straße, der seit etwa zwei Jahren — wie ein Eisberg in der Sonne dahinschmelzend — mit jedem Tag an Höhe verliert, zu einem großen Teil nach Holland verkauft wird. Neben einer Verwendung im Straßenbau wird das Schlackengestein hier in erster Linie zur Aufstockung der Deichanlagen verwandt. In Lkw-

Endlos ziehen sich die Deiche der Küste entlang. Es ist geplant, sogar die Seegaten (Meeresarme) durch Dämme zu schließen; nur die Westerschelde und der Wasserweg nach Rotterdam bleiben offen.

Transporten werden große Mengen Schlackengestein zum Ruhrorter Hafen befördert und von hier aus, in Schleppkähne verladen, nach Holland gebracht. In den Niederlanden schließlich ist unsere Schlacke ein wertvoller Helfer im Kampf gegen den „blanken Hans“. Nach den Erfahrungen der Sturmflutnacht vom 31. Januar/1. Februar vor drei Jahren ist man in Holland dabei, nicht allein die vorhandenen Deiche aufzustocken, sondern über eine einzige Verteidigungslinie hinaus durch ein tiefgestaffeltes System rückwärtiger Auffangstellungen erhöhte Sicherheit zu schaffen. Seit

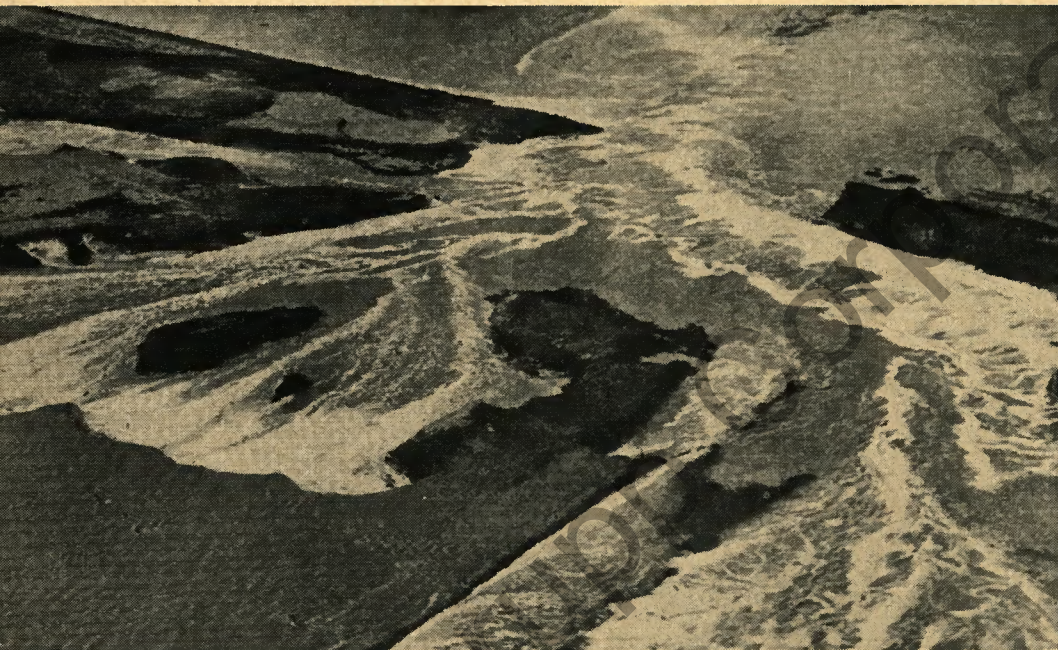
Jahrhunderten ist es an der Nordseeküste ein ungeschriebenes Gesetz: „Wer nicht will deichen, der muß weichen!“ Mit anderen Worten: es gibt kein Land ohne Deich und keinen Deich ohne Land. Wenn man bedenkt, daß die Hälfte der niederländischen Bodenfläche (rund 15 000 Quadratkilometer) unter dem Wasserspiegel der Nordsee liegt, dann wird einem klar, welch große Bedeutung den Deichen zukommt. Da in diesem Gebiet rund sechs Millionen Menschen wohnen, will dies sagen, daß der weitaus größte Teil der holländischen Bevölkerung unter der Meeresoberfläche lebt. Und des weiteren will dies sagen, daß der weitaus größte Teil des holländischen Bodens samt der darauf lebenden Bevölkerung ständig der Gefahr ausgesetzt ist, von den bei Sturmflut hereinbrechenden Wogen der Nordsee überspült zu werden. Diese Gefahr ist beileibe keine eingebildete, sie kann allerdings durch laufende Überholung des Deichsystems gemindert werden. Einige der Bilder auf diesen Seiten, die uns das Koninklijke Lichtbeelden-Institut, Amsterdam, zur Verfügung stellte, geben einen Einblick in das Ausmaß der Flutkatastrophe vor drei Jahren, als das tobende Meer die Deiche sprengte. Gleichzeitig läßt sich erkennen, welch große Anforderungen an die niederländische Volkswirtschaft gestellt werden, wenn man berücksichtigt, daß in jedem Meter des mehrere tausend Kilometer langen Deichsystems etwa hundert Kubikmeter Erde und Steine stecken. Da ist unser Schlackenberg sicherlich nur wie ein Tropfen auf einen heißen Stein.



▲ **Holland in Not!** — Dieses geflügelte Wort erlangte nach dem 1. Februar 1953 eine neue, tiefere Bedeutung. Unser Bild: Der in den Fluten versunkene Ort 's-Gravendeel, unweit von Dordrecht. Bis zu den Dächern steht das Wasser bei einigen Häusern.



▲ Selbst Eisenbahnschienen wurden hinweggefegt, so enorm war die Kraft der gegen die Dämme antobenden Wassermassen. Das Meerwasser verwandelte fruchtbares Land in eine salzige Wüste. Selbst heute sind die Spuren noch nicht restlos beseitigt.



Da, wo die Deiche nicht hoch und stark genug waren, brachen sie unter dem Ansturm des tobenden Meeres. Riesige Wassermassen stürzten mit Urgewalt durch die brechenden Dämme und überfluteten weite Teile des flachen Landes. 1900 Menschen kamen bei der Sturmflutkatastrophe ums Leben. Unser Bild, eine Luftaufnahme der Koninklijke Luchtvaart Maatschappij Nederland (KLM), läßt das Ausmaß der Katastrophe nur erahnen. Deiche — wie hier in der Provinz Zeeland — wurden überspült und brachen, als ob eine Tür plötzlich aufgeschlagen worden wäre.



▲ Daß die Deiche allesamt um mindestens zwei bis zweieinhalb Meter erhöht werden müssen, war die schwerwiegende Erkenntnis des unmittelbar nach der Katastrophe von der niederländischen Regierung eingesetzten Untersuchungsausschusses. Hier versucht man von der aufgewühlten See hereinbrechende Wassermassen durch Sandsäcke zu bannen.

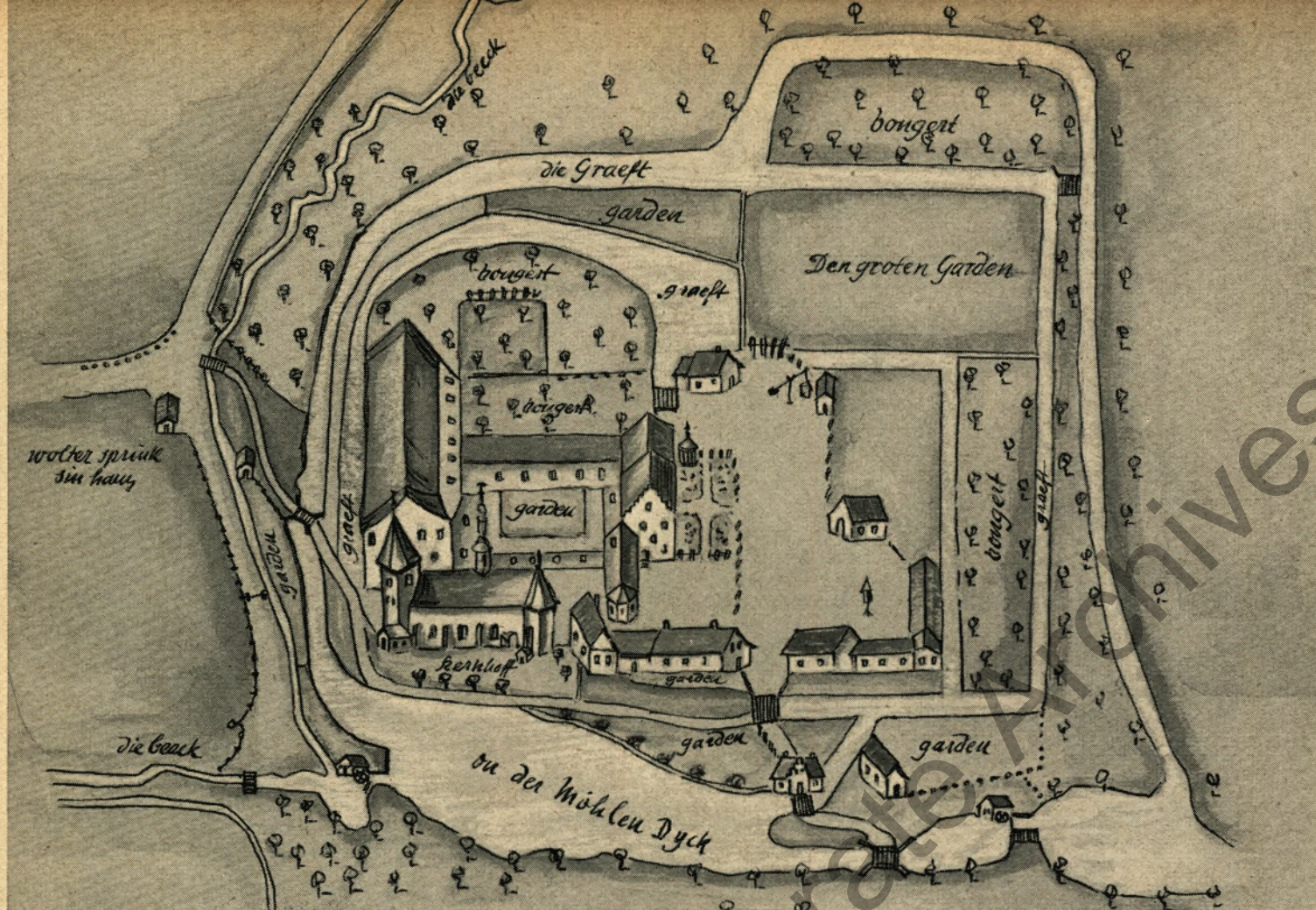


Der „blanke Hans“ raste gegen die ihm von Menschenhand errichteten Bollwerke und zerstörte in einer einzigen Nacht was in jahrhundertelanger Arbeit geschaffen worden war: Menschenwerk wurde zum willenslosen Spielball der grollenden Natur. Nun werden überall die Deiche erhöht; das ist die so befruchtliche Lehre der Schicksalsnacht vom 31. Januar auf den 1. Februar 1953.



▲ Der Schaden, den die Flut anrichtete, wird mit 1,65 Milliarden Gulden angegeben. Mensch und Tier kamen elend in der Wasserwüste um. Das Gebot der Stunde war: Schleunigst die Deiche erhöhen!

▲ So sah es an dem auf dem oberen Bild gezeigten Deich vier Wochen später aus: Durch die in der Sturmnacht gerissene Lücke flutet das Wasser allmählich zurück ins Meer. Das Loch im Deich, eine klaffende Bresche, wird bald wieder geschlossen sein. „Wer nicht will deichen, der muß weichen“ — dieser alte Spruch ist zum Inbegriff des Kampfes der Holländer mit dem Meer geworden. Die Erhaltung und der Ausbau der gegen die zürnende Natur errichteten Schutzwälle ist für die Bevölkerung der Niederlande eine elementare Lebensfrage. Die Sturmflut des Jahres 1953 drang bekanntlich nicht nur in das unmittelbar ans Meer grenzende Küstengebiet ein, sondern bewegte sich rasend in schnellem Vordringen bis weit ins Landesinnere, ja bis dicht vor die Tore von Rotterdam, überall Verwüstungen und Schäden anrichtend.



Kloster Sterkrade und die Industrie

Alte Zeichnung des KLOSTERS STERKRADE

10. Fortsetzung : „Wie Oberhausen entstand“

Ob ein Oberhausener in den Zentralbahnhof von Amsterdam einfährt oder in der Bundeshauptstadt Bonn dem D-Zug entsteigt, ob er in der riesigen Halle des Frankfurter Hauptbahnhofs sich umblickt oder in Hamburg über den Bahnsteig geht — er ist gewissermaßen noch in Oberhausen, genau: in Sterkrade. Alle diese Eisen- und Stahlkonstruktionen der mächtigen Bahnhofshallen wurden in Sterkrade entworfen und hergestellt und von Menschen der Stadt Oberhausen bzw. Sterkrade aufgerichtet.

Das höchste Fördergerüst der Welt, das der Gesellschaft Walsum mit 72 m Höhe, ist in Sterkrade geplant und angefertigt. Das riesige Schwimmdock in Tsingtau (China), das zu Beginn des ersten Weltkrieges versenkt wurde, damit es nicht dem Feinde in die Hand fiel, ist ebenso von Sterkrade wie die berühmte Zeppelinhalle in Rio. Die erste aller Lokomotiven, die je einer deutschen Werkstatt entfuhr, die historisch berühmte „Ruhr“, ist Sterkrader Produkt. Daß an der Emscher 1829/30 ein erstes Blechwalzwerk entstand, ist eine Folge des Bedarfs an Blechen für Schiffe, wie sie damals zum ersten Male auf der Ruhrorter Werft der Gewerkschaft Jacobi, Haniel und Huysen an Stelle von Holzschiffen gebaut wurden und den Rhein befuhren.

Und zu all diesen Zeugen des fabrikatorischen Könnens der GHH Sterkrade lieferten die Kräfte der Hütte und der Walzwerke in Oberhausen das Material und die Zechen in Oberhausen, Sterkrade und Osterfeld Kohle und Koks.

Wir haben bisher unser Thema, zu schildern, wie das heutige und das alte Oberhausen entstanden ist auf

den Fundamenten der Industrie, mit dem Blick hauptsächlich auf Alt-Oberhausen behandelt. Aber die Geschichte sowohl der weltbekannten Industrie der heutigen Großstadt wie auch die dieser aus drei Stadt-Einheiten zusammengeführten Industriegroßstadt wäre ohne die wichtigen Entwicklungskräfte, die von Sterkrade ausgingen, nur ein Torso, ein Bruchstück.

Als Carl Lueg, wie wir zuletzt berichteten, auf dem alten Rathause Alt-Oberhausens, auf dem vielgenannten Galgenberg, als Gemeinde- und dann als Stadtverordneter mitstimmte und mitbestimmte, war Sterkrade, politisch gesehen, überhaupt noch keine selbständige Gemeinde. Daß es am

1. April 1886 zur Gründung einer Bürgermeisterei kam, war, wie in Oberhausen, die Folge der industriellen Entwicklung der GHH Sterkrade, die auf dem Boden dieser Gemeinde sehr wichtige Fabriken angelegt hatte.

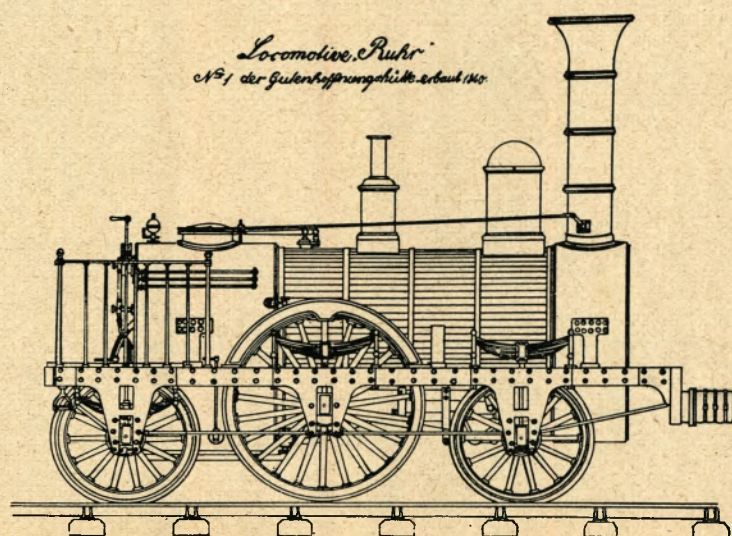
Werfen wir einen Blick zurück. Mit der Antony-Hütte Klosterhardt (Osterfeld) und der Gutehoffnungshütte (Sterkrade), beide am selben Elpenbach gar nicht weit voneinander gelegen, fing es ja an. Wie Oberhausens vorindustrielle Geschichte an das Schloß oder die Burg gleichen Namens geknüpft ist, so die Geschichte Sterkrades an das Sterkrader Kloster. Am 26. 10. 1803 unterschrieb Gottlob Jacobi die Verpflichtung, dem Sterkrader Kloster für die zwei Morgen und achtzig

Ruten Gelände, auf welchem ein Teil der Antony-Hütte erbaut worden war, jährlich 1 Reichsthaler, 15 Stüber und 3 Heller zu bezahlen. Schon ab 6. 1. 1781 hatte die Gutehoffnungshütte in Sterkrade II. Erbpachtbrief für den Grund, auf dem sie errichtet wurde, einen jährlichen Kanon von 30 Reichsthalern und für den Sammelteich jährlich 2 Reichsthaler zu entrichten. Und ehe die Antony-Hütte Klosterhardt am 18. 10. 1758 überhaupt in Betrieb genommen werden konnte, hatte der Domherr aus Münster, Franz von der Wenge, der auch in Sterkrade (damals klevisch) Eisenerz schürfen wollte, schweren Ärger nach zwei Seiten: die Klever Kammer und der König von Preußen verlangten, daß von der Wenge die erste aller Hütten des späteren Industriegebietes nicht auf kölnischem Gebiet (also nicht in Klosterhardt), sondern auf klevischem, also in Sterkrade, zu bauen habe. Da sie dennoch in Klosterhardt entstand, mußte der Domherr auf Sterkrader Erze verzichten.

Aber ehe er überhaupt anfangen konnte, hatte er einen regelrechten Papierkrieg mit der damaligen Äbtissin des Klosters Sterkrade zu bestehen.

Die Äbtissin, eine mächtige adlige Frau, behauptete nämlich, wenn der Münstersche Domherr am Elpenbach in Klosterhardt, der ja auch am Kloster vorbeifloß, eine solch neuartige Anlage errichte, dann würde der Betrieb der Klostermühle am Bach gestört und die Forellen im Klosterteich auf dem Trocken liegen. Der Kölner Erzbischof jedoch, der seine mächtige Hand über den Münsterschen Domherrn hielt, wies diesen Einspruch der mächtigen Sterkrader Dame als unbegründet zurück, so daß die „Gottesgnadenhütte“, wie die Antony-Hütte

Die erste in einer deutschen Werkstatt gebaute Lokomotive entstand in Sterkrade. Diese berühmt gewordene „Ruhr“ Nr. 1 verließ 1840 die Gutehoffnungshütte in Sterkrade und wurde in Düsseldorf zur Besichtigung ausgestellt und ausprobiert. Sie war nach englischem Muster konstruiert und durchlief mit 1000 Zentner Belastung auf horizontaler Bahn anstandslos 28 englische Meilen, also rund 45 km. 1841 wurde diese erste deutsche Lokomotive für 11 000 Taler von der Taunusbahn gekauft.



zuerst hieß, schließlich nach 17jährigem Hin und Her, allen Widerständen zum Trotz, doch noch als Wiege der ganzen Ruhrindustrie das Licht der Welt erblickte.

Die Gutehoffnungshütte, die ja am gleichen Bach, aber auf Sterkrader Boden errichtet wurde, ging später allen Schwierigkeiten mit der mächtigen Dame durch einen genialen Schachzug aus dem Wege. Ihr erster Leiter, Pfandhöfer, gewann die Sterkrader Abtei einfach als Teilhaber und erschloß sich so gleichzeitig eine starke Geldquelle. Dieses Kloster war genau so wichtig für die hiesige Industriegeschichte — wenn nicht sogar wichtiger — wie Schloß Oberhausen.

Zu der Gründung des Klosters, dessen Geschichte sehr aufschlußreiche Einblicke in die Zeit vor dem Aufkommen der Industrie gestattet, kam es, weil im Mittelalter die niederen (freiherrlichen und ritterbürtigen) Adelsfamilien, die durchweg sehr kinderreich waren, einen erheblichen „Überschuß“ an Töchtern hatten. Da viele von ihnen mangels geeigneter Freier nicht standesgemäß heiraten konnten, versuchten sie nun geistlich zu werden. Die Stifte hingegen, wie beispielsweise das von Essen, zu dem Oberhausen gehörte (Lirich-Lippert), waren hochadlig und nahmen keine Fräulein aus niederem Adel auf.

Unter diesem Gesichtspunkt versteht man auch, warum der Burgherr Adolf von Holten und nach ihm die Burgherrin Mechthild von Holten für die unverheirateten Töchter der Holtener Burgmänner, die ritterbürtig waren (z. B. die Stecke, Mattler, Hagen, von der Heghe, Stockum, Nattberg), ein Kloster (kein Stift also) zu gründen

trachteten, das nicht weitab von der kurkölnischen Grenzburg Holten (Kastell Holten) lag. Nun gab es schon in der Nähe von Kirchhellen ein solches Kloster (an der jedem Oberhausener bekannten Grafenmühle), das von dem Fräulein Regniewied von Hillen gegründet worden war. Doch dieses Kirchhellener Kloster war nur für 25 Fräulein eingerichtet und bereits überfüllt. 12 Fräulein waren bereits überzählig. Regniewied erhielt nun von Adolf von Holten das Angebot, ein Kloster auf seinem Herrenhof Sterkrade zu errichten. So entstand das Sterkrader Kloster, dem die Holtener Burggräfin Mechthild 1255 eine Kirche gab. Papst Alexander IV. befahl dann 1257 dem Erzbischof von Köln, dem Sterkrader Kloster eine Ordensregel zu verleihen.

Das Kloster erhielt den Namen „Marienbächlein“, erhielt bald viele Zuwendungen und wurde reich. 1583 ging es in den Glaubenskriegen in Flammen auf, wurde 1618 neu aufgebaut, geriet in riesige Schulden und brannte 1703 teilweise wieder ab.

Schließlich verkaufte es den ihm zustehenden Zehnten für 3000 Reichsthaler an den schon genannten ersten Gründer der Antony-Hütte, den Freiherrn von der Wenge, und wurde am 15. Juli 1809 ganz aufgelöst, als die drei Hütten in Klosterhardt, Sterkrade und Oberhausen bereits existierten.

Wie war nun das Leben in diesem Sterkrader Kloster, das Herr zahlreicher Bauernhöfe und Kotten in Sterkrade, Osterfeld, Dinslaken, Walsum und Holten, Meiderich und Mülheim war? Es ist interessant, darüber in den alten Aufzeichnungen und Urkunden nachzulesen.

(Wird fortgesetzt)

Preis-Verzeichniß.

Nr.	Benennung des Gegenstandes.	Preis pro 1000 Pfund größtenteils gemittelt. (in Mark und Pfund.)	Fuhrtrag zur Lieferung an: Höxter
1.	1.537.600 Pfund Eisenbleche und Messingbleche zur Lieferung der Eisen- und Stahlindustrie zur Herstellung der Eisen- und Stahlindustrie zur Herstellung der Eisen- und Stahlindustrie zur Herstellung der Eisen- und Stahlindustrie	113782	113782
2.	79.526 Pfund Eisenbleche und Messingbleche zur Lieferung der Eisen- und Stahlindustrie zur Herstellung der Eisen- und Stahlindustrie zur Herstellung der Eisen- und Stahlindustrie	4294	4294
im Summa =		118076	118076

gezeichnet: Präsident der Eisen- und Stahlindustrie
Höxter am 1. Juni 1864.



Jacobi, Daniel & Aug.

Eine Seite des Angebotes der Gutehoffnungshütte für den Bau der Weserbrücke bei Höxter aus dem Jahre 1864. Die benötigten Eisenmengen wurden nach Pfunden berechnet.

Viel Lärm um die Mosel

Ein Thema, das in Bonn wie auch in Paris die Gemüter erhitzt, ist das Problem der Moselkanalisierung. Auch wir, die westdeutsche Eisen- und Stahlindustrie, stehen dieser Angelegenheit keineswegs teilnahmslos gegenüber, denn wie die Wirtschaftsvereinigung Eisen- und Stahlindustrie in der vergangenen Woche erklärte, wird eine Kanalisierung der Mosel eine nicht unbedeutende Verschiebung der Wettbewerbsgrundlagen zu Lasten der Ruhrindustrie mit sich bringen. Im übrigen betont die Wirtschaftsvereinigung, daß sie bisher bewußt davon abgesehen habe, in der Öffentlichkeit zur Frage der Moselkanalisierung Stellung zu nehmen, da sie es nicht als ihre Aufgabe ansehe, in internationale politische Verhandlungen einzugreifen. Nachdem jedoch die französische Stahlindustrie durch die Erklärung ihres Präsidenten, Ricard, ihren Standpunkt zu dieser Frage eingehend dargelegt habe, sehe sich auch die deutsche Eisen- und Stahlindustrie veranlaßt, die Gründe ihrer Auffassung bekanntzugeben. Ricard hatte angedeutet, daß Frankreich aus der Montanunion austrete, falls die Moselkanalisierung abgelehnt werde. Man sieht, die Frage der Moselkanalisierung ist eine Angelegenheit von größter politischer Bedeutung, an der selbst alle noch so gutgemeinten Reden von europäischer Integration zu zerschellen vermögen. Daß inzwischen von französischer Seite sogar die Saarfrage mit der Moselkanalisierung gekoppelt wurde, dafür gibt es weder eine völker- noch eine staatsrechtliche Begründung. Eigentlich ist schon der Begriff „Moselkanalisierung“ irreführend, denn der größte Nebenfluß des Rheins soll keineswegs seine romantischen Schleifen und Windungen in den Streckverband einer schnurgerade verlaufenden Wasserstraße legen. Vielmehr wird vorgeschlagen, den Fluß durch Einbau von Staustufen und Schleusen für 1500-Tonnen-Fahrzeuge schiffbar zu machen. Die westdeutsche Eisen- und Stahlindustrie weist jedoch darauf hin, daß der vorgesehene Investitionsaufwand für dieses Projekt (800 bis 900 Mill. DM) bei der augenblicklichen Kapitalarmut und dem beträchtlichen Investitionsrückstand der europäischen

Montanindustrie nicht zu verantworten sei. Außerdem stehe fest, daß durch den Moselkanal auch bei voller Kostendeckung keine Verbilligung gegenüber dem Bahntarif zu erwarten sei. Die Wirtschaftsvereinigung gibt ferner zu bedenken, daß die von der Moselkanalisierung erwartete Verkehrsleistung von den vorhandenen Bahnstrecken ohne weiteres bewältigt werden könne. Diese Leistung lasse sich durch eine Elektrifizierung der Strecke mit einem verhältnismäßig geringen Aufwand sogar noch verdoppeln. Aber was ist nun eigentlich die Kernfrage des Problems, worum geht es den Franzosen, daß sie sich im Widerspruch zu der luxemburgischen, belgischen, saarländischen und westdeutschen Montanindustrie so leidenschaftlich die Kanalisierung der Mosel fordern? — In erster Linie sehen die Franzosen hierin eine überaus günstige Chance für ihre lothringische Hüttenindustrie. Sie glauben, die für ihre lothringischen Hütten so lebensnotwendige Ruhrkohle, die sie auf Grund des Montanunionsvertrages beanspruchen können, auf dem Wasserwege frachtgünstiger heranzuholen zu können, was sich selbstverständlich zu Lasten der anderen Wettbewerber auswirken würde. Die Franzosen haben von Anfang an auf die Kanalisierung der Mosel bestanden. Das ist ein alter Traum der lothringischen Eisenindustrie, die auf diese Weise hofft, den Ruhrkoks billiger beziehen zu können, den sie zur Verhüttung ihrer Minetteerze braucht. Gleichzeitig rückt aber auch Lothringen mit seinen Stahlerzeugnissen bis an die Nordseehäfen heran. Hier brach der Widerstand gegen das Projekt von allen Seiten auf: aus dem Saargebiet, Belgien, Luxemburg und Deutschland. Ein weiterer kritischer Punkt aber ist, daß sich die Moselkanal (abgesehen von der halben Milliarde Baukosten) nur mit jährlichen Subventionen von etwa 40 Millionen DM betreiben ließe. Und es ist weiter die Frage, ob nicht die Kanalsubventionen eine versteckte staatliche Subvention an die französische Hüttenindustrie bedeuten würde, was nach dem Montanunionsvertrag verboten ist. So liegt über dem idyllischen Moseltal heute der Schatten größerer wirtschaftspolitischer Machtkämpfe. K. H. S.





„Sie haben mit Ihrem Erfolg in der Unfallverhütung eine enorme motorische Kraft auf die anderen Werke der Berufsgenossenschaft ausgestrahlt, es Ihnen gleich zu tun. Sie haben damit den 320 000 Mitgliedern der Berufsgenossenschaft einen großen Dienst erwiesen.“ — Eine schönere Anerkennung als durch diese Worte, die der Vorsitzende der Hütten- und Walzwerksberufsgenossenschaft, Direktor P. Schmidt (Gelsenkirchen) am 15. März vor den Betriebsleitern und Unfallvertrauensleuten der Hüttenwerk Oberhausen AG sprach, konnte unserer Unfallverhütungsarbeit wohl kaum beschieden werden. Beispielgebend zu sein, für alle anderen Werke ein Ansporn zu sein, sie mitzureißen im Kampf gegen den auf der Straße wie im Betrieb lauernden Unfalltod, darin liegt Lob und Verpflichtung zugleich, geht es doch um die Erhaltung ethischer Werte, um Leben und Gesundheit.

Immer wieder: Kampf dem Unfall

Nicht nur einen schönen Rückblick auf die bisherige Arbeit in der Unfallverhütung im Hüttenwerk Oberhausen gewannen die rund 280 Teilnehmer an der Arbeitstagung der Betriebsleiter und Unfallvertrauensleute, zu der die Abteilung Arbeitsschutz eingeladen hatte, sondern auch sehr viele Anregungen für die weitere Tätigkeit auf diesem Gebiet, das sich in seiner Wesensart durch eine hohe Menschlichkeit auszeichnet. Mit Genuß und berechtigtem Stolz konnten die im Werksgasthausaal versammelten Männer, die allesamt an einer Intensivierung des Arbeitsschutzgedankens im Werk mitwirken, das Ergebnis ihrer Bemühungen vernehmen: Zum drittenmal in ununterbrochener Reihenfolge liegt nun die HOAG mit den niedrigsten Unfallzahlen an der Spitze aller Werke der westdeutschen Eisen- und Stahlindustrie. Im Jahre 1955 konnten unsere Unfallzahlen gegenüber 1954 von 6,2 auf 5,9 Unfälle pro 1000 Beschäftigte gesenkt werden, und das bei einer Produktionssteigerung von rund 28 Prozent. Mit diesen Werten lagen wir um mehr als 50 Prozent unter dem von den Berufsgenossenschaften errechneten Durchschnitt der Vergleichswerke in der Bundesrepublik (12,5 Prozent).

Nachdem Arbeitsdirektor Strohmenger, die Tagung eröffnend, die Teilnehmer begrüßt hatte, als Gäste u. a. den Vorsitzenden der Hütten- und Walzwerksberufsgenossenschaft, Direktor P. Schmidt, Dipl.-Ing. Ruhe und Dr. Will von der Berufsgenossenschaft, Regierungs-Obergewerberat Janke und Regierungs-Gewerberat Scharwächter vom Gewerbeaufsichtsamt Duisburg sowie Dr. H. Scharge vom Forschungsinstitut für Arbeitspsychologie, ferner Georg Rand, als Ortsbevollmächtigter der IG Metall, sowie die Vertreter der Polizei und der Presse, sprach er den in der Unfallverhütung so bewährten Mitarbeitern im Namen des Vorstandes den besonderen Dank aus. Dieser Dank, so sagte er, gebühre aber auch allen Kollegen in den Betrieben, die mitgeholfen haben, den Erfolg zu erreichen.

„Doch dieser Erfolg“, so mahnte der Arbeitsdirektor, „darf uns aber nicht müde werden lassen. Wir können die Gesundheit des arbeitenden Menschen nur dann erfolgreich schützen, wenn wir in unserer Aufmerksamkeit nicht erlahmen, wenn wir immer wieder an das Sicherheitsbewußtsein unserer Kollegen im Betrieb appellieren, wenn wir in der Gestaltung der Arbeitsmittel, in der Arbeitsunterweisung und in der Durchführung der Arbeit die Erfordernisse der Unfallverhütung ständig und sorgfältig beachten. Ich sagte bereits im vergangenen Jahr, daß nach anerkannten statistischen Erhebungen der weitaus

größte Teil der Unfälle nicht auf technische Mängel, sondern auf menschliches Versagen, auf Unaufmerksamkeit und Leichtfertigkeit, auf mangelhafte Unterweisung und Beaufsichtigung zurückzuführen ist. Es war nicht zuletzt diese Erkenntnis, die uns veranlaßt hat, mit Beginn dieses Jahres ein Belohnungssystem für unfallfreie Arbeiten einzuführen...“

Er wies darauf hin, daß Unfallverhütungsarbeit Gemeinschaftsarbeit sei, daher dürften die einzelnen Gruppen sowie auch die Vorgesetzten in den Betrieben nicht davon ablassen, in gegenseitigem Wettbewerb um die niedrigsten Unfallzahlen alles Menschenmögliche zu tun, um Unfallgefahren auszuschalten. Doch, so erläuterte Direktor Strohmenger, müsse man sich aber auch vor der Gefahr hüten, einer optischen Täuschung zu verfallen, denn auch die nicht meldepflichtigen Unfälle, die sogenannten Bagatellunfälle, seien von Bedeutung, denn gerade aus kleinen Vorfällen erwache oft großes Unheil.

Arbeitsdirektor Schmidt (Eisenwerke Gelsenkirchen AG) sprach in seiner Eigenschaft als Vorsitzender der Hütten- und Walzwerksberufsgenossenschaft. (Anm. der Red.: Seine anerkennenden und ehrenden Worte, die in ihrer Bedeutung nicht hoch genug eingeschätzt werden können, haben wir unserem Bericht vorangestellt.) In einem geschichtlichen Rückblick auf den erst mit der Einführung der Maschine zum Problem gewordenen Schutz des Menschen vor Schaden schilderte der Vortragende alsdann die Entwicklung der Gesetzgebung zum Schutze des Arbeiters von 1881 bis heute. Die Sozialgesetzgebung trug wesentlich dazu bei, daß die Unfälle an den Hochöfen, in den Stahlwerken und Walzbetrieben zurückgingen. Erschreckend war allerdings das Ansteigen der entschädigungspflichtigen Unfälle nach dem Kriege, das allerdings auf die damaligen Verhältnisse zurückgeführt werden muß, auf den Einsatz werksfremder Arbeitskräfte und ganz besonders auf die erschreckend zunehmenden Wegeunfälle. Die heutige Entwicklung zeigt, daß sich die Betriebsunfälle prozentual zu den Verkehrsunfällen rückläufig bewegen, die Verkehrsunfälle jedoch weiterhin erschreckend ansteigen.

Der Unfalltod eines Hüttenmannes, der verheiratet ist und ein Kind besitzt, verursacht beispielsweise einen Kostenaufwand von 50000 DM. Aber es geht hier nicht nur um die Unkosten, sondern es muß auch an das viele Leid, an die vielen seelischen Qualen gedacht werden, die ein solcher Tod verursacht. „Und das ist es in erster Linie, was wir wollen: diese Unsumme von Leid, Qual und Not zu vermei-

den.“ Wenn man allgemein in den letzten Jahren die Zusammenarbeit zwischen Betriebsleitung und Sicherheitsingenieuren als sehr gut bezeichnen kann, so müsse es doch so weit kommen, daß die Sicherheitsingenieure zum Schutz der menschlichen Arbeitskraft auch schon zu allen Planungen von Neuanlagen als Berater hinzugezogen werden.

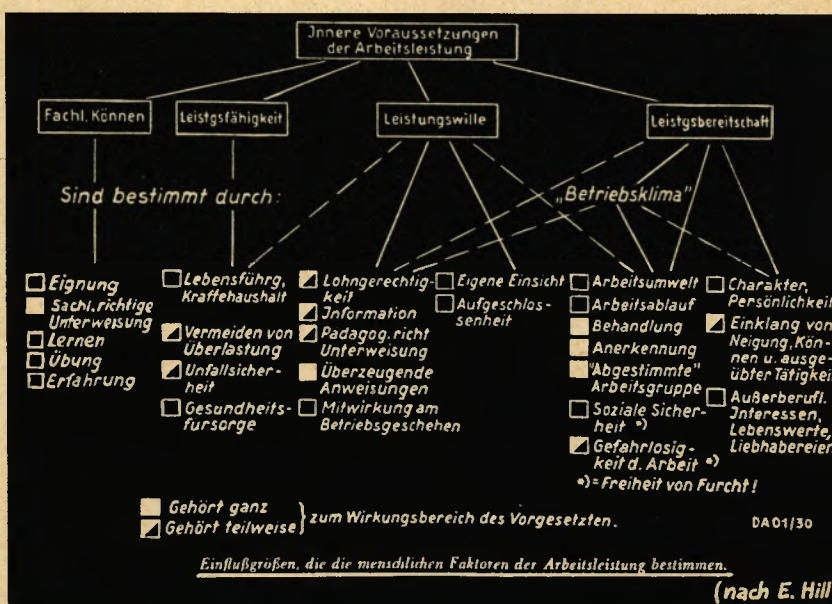
„In Anbetracht unserer niedrigen Unfallzahlen sind wir mehr als einmal nach unserem „Geheimrezept“ gefragt worden“, berichtete Sicherheitsingenieur Hoppe. „Wir konnten nur immer wieder antworten, daß wir kein Geheimrezept besitzen. Wenn es uns gelungen ist, die Unfälle in so starkem Maße zu verringern, dann wohl nur, weil wir den Mut hatten, neue Wege zu gehen.“

Neueingetretene Belegschaftsmitglieder wie Lehrlinge und Praktikanten erhalten heute schon vor ihrer Arbeitsaufnahme eine eingehende Belehrung über Arbeitsschutz- und Unfallverhütungsbestimmungen. Überhaupt ist zu sagen, daß im Hüttenwerk Oberhausen das Wort Arbeitsschutz neben dem Wort Produktion ein Begriff geworden ist. Viele Beobachtungen und Erfahrungen werden mit Hilfe des Hollerithverfahrens ausgewertet, so daß sich auch auf statistischem Wege viele neue Erkenntnisse und genaue Einblicke erschlossen. Einen sogenannten „blauen Montag“, der sich aus den

Unfallzahlen ablesen läßt, gibt es beispielsweise beim Hüttenwerk Oberhausen nicht, sondern die Unfälle verteilen sich gleichmäßig auf alle Wochentage. Auf die Schichten bezogen, zeigt sich relativ bei der Mittag- und bei der Nachtschicht eine größere Unfallhäufigkeit. Ebenso zeigten sich die Mitarbeiter zwischen 18 und 24 Jahren als am stärksten unfallgefährdet.

Auch G. Hoppe wußte zu bestätigen, daß sich immer wieder erweise, daß Unfälle infolge technischer Mängel sehr gering auftreten, jedoch der Großteil auf menschliches Versagen zurückzuführen ist, gegen das sich leider kein Schutzgitter errichten lasse. Schließlich, so betonte der Referent, werde die Belegschaft durch die Werkzeugzeitung ständig in Wort und Bild über die Probleme des Arbeitsschutzes unterrichtet.

Anschließend gab er einige Beispiele aus der praktischen Unfallverhütungsarbeit: Im Jahre 1954 konnten über 1000 Belegschaftsmitglieder in der ersten Hilfeleistung ausgebildet werden. Das Tragen von Schutzhelmen ist zur Selbstverständlichkeit geworden (bis heute wurden fünfeinhalbtausend Helme ausgegeben). Schließlich ist noch die Schulung der Rangierer, der Ofenleute sowie der Kranführer zu nennen. Dazu gehört auch ein erheblich erweiterter Gasschutz wie auch die Unterrichtung aller mit Dämpfen, Staub und Säuren in Berührung kommenden Be-



An Hand eines Diapositivs erläuterte Dipl. Psychologe Dr. Scharge, wie die inneren Voraussetzungen der Arbeitsleistung aus fachlichem Können, Leistungsfähigkeit, Leistungswillen und Leistungsbereitschaft bestehen, die ebenfalls von den Vorhandensein mehrerer betrieblicher und persönlicher Bedingungen (auf der Tafel mit Quadraten gekennzeichnet) abhängig sind. Jeder der Bereiche kann eine Unfallquelle für sich sein, sobald er in einem unzureichendem Maße vorhanden ist, oder den Unfall durch ein Zusammenspiel mit anderen Bereichen ermöglichen.

legschaftsmitglieder. Durch Alterserscheinungen gefährdete Mitarbeiter werden im Einvernehmen mit dem Werksarzt auf weniger unfallgefährdete Arbeitsplätze umgesetzt.

All diese Maßnahmen und nicht zuletzt eine zielbewußte und zähe Kleinarbeit waren es, die allmählich zum Rückgang der Unfälle führten. Doch bereitet noch immer der Anstieg der Wegeunfälle schwerste Sorge. Aber auch hier wird vieles getan, um die Belegschaft zu absoluter Verkehrsdisziplin zu erziehen und dem blutigen Chaos auf unseren Straßen ein Ende zu bereiten.

Zu dem am 1. Januar 1956 eingeführten Prämiensystem sagte Sicherheitsingenieur Hoppe, daß der Start sich recht günstig ausgewirkt habe, denn schon im Januar seien um 44 Prozent weniger Unfälle zu verzeichnen gewesen als der Durchschnitt der absoluten Unfallzahlen des Vorjahres, und selbst der Februar brachte trotz des starken Frosteinbruchs 34 Prozent Betriebsunfälle weniger. Auch Werk Gelsenkirchen, das mit seinen relativ hohen Unfallzahlen bisher immer ein Sorgenkind des Arbeitsschutzes war, brachte das Prämiensystem im Januar 70 Prozent und im Februar 62 Prozent weniger Unfälle. — Zur Grundtendenz des Prämiensystems stellte der Redner fest, daß ein echter Wettbewerb heraus entspringen müsse, der nicht nur den einzelnen, sondern auch die Gemeinschaft veranlasse, das höchste Volksgut, nämlich das Leben, zu erhalten. Um weiterhin auf diesem Wege fortschreiten zu können, sei die

Zusammenarbeit aller Beteiligten notwendig, jedoch könne erfreulicherweise gesagt werden, daß es an guten Willen dazu nicht fehle, denn die Belegschaft des Hüttenwerks Oberhausen sei heute von der Bedeutung und Zweckmäßigkeit der Unfallverhütungsmaßnahmen überzeugt.

Daß das Problem der Unfallverhütung längst auch zur Wissenschaft, zu einem Zweig der Psychologie, geworden ist, ergab sich aus dem überaus interessanten und aufschlußreichen Vortrag Dr. Scharges. Aus seinen Ausführungen ging überzeugend hervor, daß die Unfallursachen selten nur beim Werkzeug oder bei der Maschine zu finden sind, sondern häufig schon in der rein privaten Umwelt des Verunglückten, beispielsweise in seinem Familienleben. Der Umstand, daß es Menschen gäbe, deren Unfälle sich in eigentümlicher Periodizität wiederholten unter äußeren Bedingungen, die bei anderen Menschen nicht oder nur selten zu Unfällen führen, gehöre dabei zu den ebenso auffälligen wie schmerzhaften Erfahrungen. Er nannte diese Menschen „Unfallfänger“. Charakter und Persönlichkeit — so zeichnete Dr. Scharge auf — seien Gegenstand der speziellen Unfallpsychologie. Die betriebliche Unfallverhütung, so folgerte der Referent, erfordere nun eine Vielzahl von Maßnahmen auf den verschiedensten Gebieten und die Zusammenarbeit aller hier beteiligten Instanzen und Persönlichkeiten. „Es handelt sich hier nicht nur um eine betriebliche Rentabilität, sondern auch um eine menschliche Aufgabe schlechthin.“

Prämienspiegel Werk Gelsenkirchen

1956 im Januar/Februar 65% weniger Unfälle als 1955

Gruppen-Nr.	Betriebsbereich	Meisterbereich	Anzahl der Unfälle															
1	Walzw.	Sander	120	170	105	100	95	90	85	80	75	70	65	60	55	50	45	40
			15	14	13	12	11	10	9	8	7	6	5	4				
2	W. Dreh.	Eichholz, VA	20															
3	E.-Zug	Führer	120	170	105	100	95	90	85	80	75	70	65	60	55	50	45	40
			15	14	13	12	11	10	9	8	7	6	5	4				
4	Bz, Gl, Wä	Dzudzek, Janick, VA	20															
5	E-Dr. Lg.	Bott, VA	35	25	20													
6	St-Zug	Müchler	175	105	100	95	90	85	80	75	70	65	60	55	50	45	40	35
			14															
7	Härt. I—III	Zimmermann, VA	35	45	40	35	30	25	20									
8	Ölhärt.	Gehrmann	20															
9	St-Dr. Lg.	Steins, VA	30	20														
10	MFZ	Hornung	120	110	105	100	95	90	85	80	75	70	65	60	55	50	45	40
			15	14	13	12	11	10	9	8	7	6	5	4				
11	Kaltw. + Spr.	Nicolussi	35	25	20													
12	Stg. Ri.	Fox, Heid, VA	85	75	70	65	60	55	50	45	40	35	30	25	20			
13	Verzink.	Boost	30	25	20													
14	Stach. + SN.	Hof	40	30	25	20												
15	Stiftf.	Greb	35	25	20													
16	Seil.	Krissel	30	25	20	19												
17	Kettenf.	Kröschel	35	25	20													
18	Baust.	Kröschel	35	35	30	25	20											
19	MW	Koch	70	60	55	50	45	40	35	30	25	20						
20	EW	Griebing	40	30	25	20												
21	SW	Kleff	20															
22	Baub.	Hollenbach	35	25	20													
23	Platz.	Echterbruch	40	30	25	20												
24	Allg. B.	Echterbruch	20															
25	Bahnab.	Echterbruch	20															
26	Fahrh.	Voß, VA	30	20														
27	Ma	Hagemeier, A. L.	20															
28	So	Bredlau, A. L.	20															
29	WS + Fix.	Echterbruch	20															
30	Tar. Ang.	—	20															

Unfallmeldung: Trug keinen Schutzhelm

In der vorletzten Ausgabe berichteten wir über den von amerikanischen Arbeitern gegründeten „Schildkröten-Klub“. Wir meinten, daß auch aus den Reihen unserer Belegschaft der eine oder andere in diesen Klub aufgenommen werden würde, dessen Mitglieder allesamt (wie das erwähnte Beispiel des Schlossers Wolfgang Heithoff von der Feineisenstraße, den der Arm einer Schwingschere am Kopf traf) einem Schutzhelm ihre Gesundheit oder sogar das Leben verdanken. Früher fand sich in den Unfallmeldungen oft der inhaltsschwere Satz „Trug keinen Schutzhelm“. Heute ist es vielfach umgekehrt, da liest man immer häufiger: „... weil der Verunglückte einen Schutzhelm trug, blieb er vor schweren Kopfverletzungen bewahrt“. Da ist beispielsweise der Vorarbeiter Helmut Landgraf aus dem Martinwerk I. Ihm fiel kürzlich eine etwa einen Zentner schwere Kettensäge, die durch eine Traverse abgestreift wurde, aus acht Meter Höhe auf den Kopf. Durch den Aufprall ging er zwar in die Knie, kam aber mit einer leichten Gehirnerschütterung davon, weil er einen Schutzhelm trug. Hätte Kollege Landgraf keinen Schutzhelm getragen, bestimmt hätte ihm die Kette den Schädel zertrümmert.

Da ist ferner das Beispiel des Kollegen Erich Pilarczyk aus dem Hochofenbetrieb. Von einem fahrenden Talbotwagen fiel ihm ein überschwerer Erzbrocken auf den Kopf. Der Helm wurde zwar leicht eingeebnet, der Kopf aber blieb dank des Schutzhelms unverletzt.

Glück hatte insbesondere der Kollege Franz Merten. Auf dem Grobblech-Brammenplatz fiel von einem Laufkran ein Isolator herunter und ihm haarscharf am Kopf vorbei. Seid diesem Vorfall sieht man auf dem Grobblech-Brammenplatz niemand mehr ohne Helm.

Der Elektriker Jochem aus dem Stahlwerk stolperte und fiel aus einer Höhe von fünf Metern direkt auf den Kopf. Der Helm hielt dabei allerdings einige Beulen, der Mann aber trug nur eine leichte Gehirnerschütterung davon.



Schon wenige Tage nachdem Helmut Landgraf mit einer leichten Gehirnerschütterung und einigen Abschürfungen ins Krankenhaus eingeliefert worden war, konnte er seiner Frau erzählen, wie sich der Unfall zutrug. Als wir ihm den Schutzhelm zeigten, hielt er ihn zunächst für einen fremden, denn der Helm wies trotz des Aufschlages der 50 Kilogramm schweren Kette nur einige unbedeutende Kratzer an der Lackierung auf. Ohne Helm wäre ihm wahrscheinlich von der Kette die Schädeldecke eingeschlagen worden, ist seine eigene Meinung.

Der Elektriker Karl Leich, WO, feilt uns folgendes mit: „Als die Schutzhelme in unserem Werk eingeführt wurden, habe ich das als einen weiteren Schritt zur Unfallverhütung begrüßt. Bis dahin trug ich eine Baskenmütze. Bei Reparaturarbeiten, besonders bei engen Platzverhältnissen, habe ich mir dabei oft die Kopfhaut verletzt. Nach meiner Ansicht müßte jeder im Betrieb einen Schutzhelm tragen.“

Da wäre auch noch der Fall (auch in wörtlichem Sinne) des Kollegen Heinz Eigener, ebenfalls Elektriker auf WO, der bei Verrichtung einer Reparaturarbeit auf einem Laufkran mit dem Kopf so heftig gegen eine Eisenverstebung stieß, daß er rückwärts auf die Kranbühne fiel und der Schutzhelm einen Riß bekam. Heinz jedoch kam mit einem Schrecken davon.

Ebenfalls Helmut Borgardt, Maurer des Baubetriebs NO, schwört auf den Schutzhelm. Ihm fiel ein etwa 5 Kilogramm schwerer Stein auf den behelmten Kopf. Ohne Helm hätte dies zu einem schweren Unfall geführt.

Dem Maurer Manfred Gewandt, der mit Betonausspritzungen an der Blockstraße beschäftigt war, schlug ein schweres Drahtseil eines Kranes auf den Kopf. Ihm geschah, da er einen Schutzhelm trug, nichts.

Glück hatte auch jener Elektriker, der auf einer etwa zehn Meter hohen

Querstrebe Reparaturarbeiten ausführte. Als ihm ein Werkzeug herunterfiel, bückte er sich danach und vergaß, als er sich aufrichtete, an die Diagonalstrebe zu denken. Er stieß mit dem Kopf so heftig gegen die scharfkantige Strebe, daß der Helm eingeebnet wurde. Hätte er keinen Helm getragen, würde er eine Kopfverletzung erlitten haben und eventuell heruntergestürzt sein.

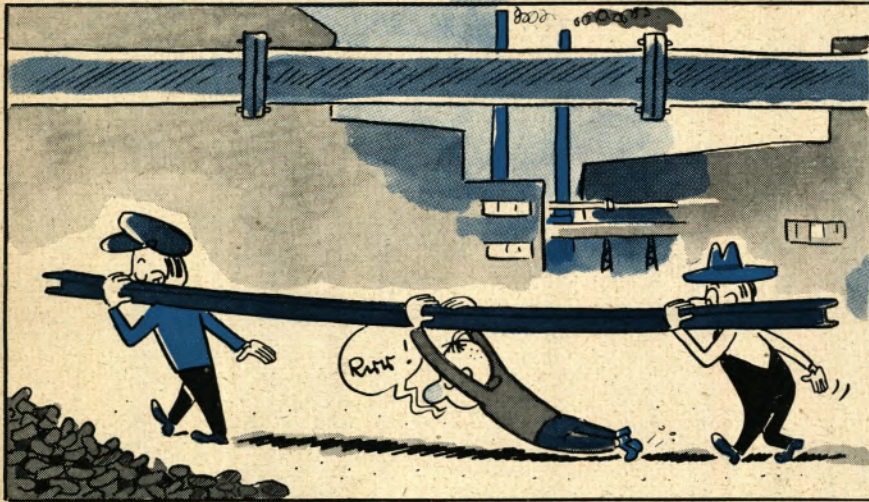
Schließlich wäre noch der in der Werkzeitung schon einmal geschilderte Fall des Kollegen Karner zu erwähnen, dem ein 20 Kilogramm schwerer Speiskübel auf den Kopf fiel. Auch hier war der Helm wieder einmal Schutzengel, der einen sonst sicheren Unfall verhinderte.



PIEPENHEIN UND WOTTELBUCK

Piepenhein: „Du bist wohl bekloppt. Dein Helm sieht aus, als wenn Du damit zur Parade wolltest. Helm blank wie ein Ei — wo gibst denn so was! Wir sind doch nicht beim Kommiß. Meinen Helm hab ich noch nie geputzt!“

Wottelbuck: „Na, dann wundere Dich man nicht, wenn Dir eines Tages 'ne Krankette um die Ohren schlägt oder Dir sonst etwas auf'n Kopf fliegt; denn Du gibst doch zu, daß ich mit meinem blankgeputzten Schutzhelm aus der Sicht des Kranführers viel besser zu erkennen bin als Du mit Deinem rußigen und ölverschmierten Helm, den Du außerdem nur ab und zu mal trägst... Meinen Helm putze ich, um Unfälle zu verhindern. Denk an die Prämie und nicht zuletzt an Deinen Kopf, vor dem Du im Moment noch das berühmte Brett zu haben scheinst.“ —



Ohne Worte

Frühjahrs-Müdigkeit

Text und Zeichnung: WILLI KLEPPE



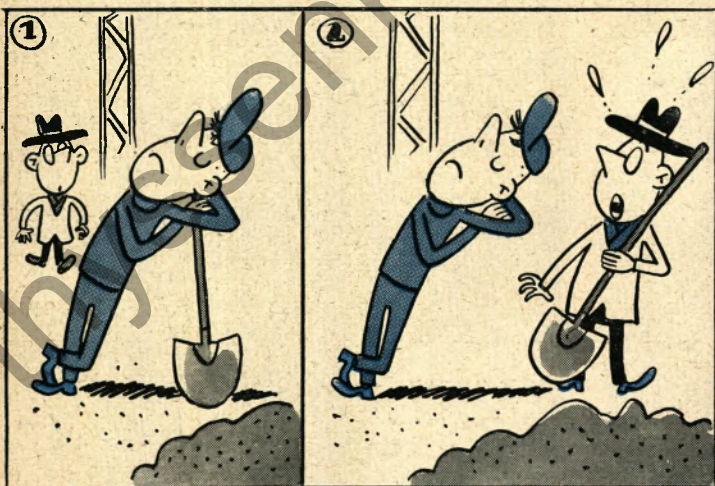
Im Werksgasthaus: „Er sagt, er sei zu müde zum Essen!“



„Ein Benehmen hast Du! Beim Gähnen hält man doch die Hand vor den Mund!“



„Hat jemand das Geld nötig, dann wollen wir ihn wecken!“



Ohne Worte

„So, Schmitz 31 Lassen Sie drüben in den Büros alle Viertelstunden einen Knallfrosch los!“

